

10. Dezember 2018

Wie soll ich dich empfangen?

Advent ist eine Frage der Willkommenskultur: „Wie soll ich dich empfangen und wie begegn´ ich dir...?“ – So beginnt eines der bekanntesten Adventslieder im Evangelischen Gesangbuch. Paul Gerhardt, evangelischer Pfarrer und Liederdichter zu Zeiten des Dreißigjährigen Krieges, wollte damals schon wissen, wie das gehen kann: Den Gottessohn hier auf Erden empfangen... – Wie bereitet man sich vor auf sein Kommen?

Für mich ist das die Frage aller Fragen: Wie kann es gelingen, andere in unserem Leben willkommen zu heißen? Wie schaffen wir es, anderen Menschen Raum zu geben, so dass sie sich frei entfalten können?

„Das Subjekt ist ein Gastgeber“, sagt der jüdische Religionsphilosoph Emmanuel Levinas – und meint damit, dass wir überhaupt nur sind wer wir sind, weil wir die Fähigkeit zur Gastfreundschaft haben. Unsere Menschlichkeit zeigt sich genau hier: in unserer Bereitschaft, andere Menschen willkommen zu heißen. Das gilt für jeden einzelnen von uns wie auch für unsere Gesellschaft im Ganzen.

Nicht umsonst steckt die Bibel voller Geschichten über gewährte und verweigerte Gastfreundschaft: Abraham, der mitten in der Wüste drei Fremde vor seinem Zelt bewirtet, die sich später als Engel entpuppen. Oder die Heilige Familie, die in der Nacht der Geburt Jesu von Tür zu Tür zieht und außer einem Stall keine Herberge findet... – „Vergesst die Gastfreundschaft nicht!“, mahnt der Hebräerbrief, „denn durch sie haben manche, ohne es zu merken, Engel beherbergt!“

Im Advent erwarten wir die Geburt eines Kindes. Und alle Eltern wissen, was das heißt, ein neues kleines Erdenwesen in dieser Welt willkommen zu heißen. Ihm tatsächlich Raum zu schaffen – nicht bloß in der Wohnung, sondern im eigenen Leben.

Ist das Kind dann geboren, sind die meisten Eltern vollkommen überwältigt von Liebe und Fürsorge. Und lernen von dem kleinen Wesen, wie das geht: Gastgeber zu sein. Paul Gerhardt muss das gewusst haben: „O Jesu, setze mir selbst die Fackel bei, damit was dich ergötze, mir kund und wissend sei!“ dichtet er in seinem Adventschoral. In diesen Tagen werde ich selbst zum ersten Mal Vater. Und hoffentlich ein guter Gastgeber.

11. Dezember 2018

Vergesst die Gastfreundschaft nicht

Es muss ein heißer, schwüler Mittag gewesen sein – damals in Mamre, mitten in der Einöde Palästinas. Abraham, der Stammvater des späteren Volkes Israel, sitzt vor seinem Zelt, als er von ferne drei Männer auf sich zukommen sieht... – Fremde waren zu dieser Zeit und in dieser Gegend nicht wirklich willkommen. Doch Abraham geht auf die Männer zu und heißt sie willkommen, einfach so – noch ehe sie sich ihm vorstellen können. Zum Glück! Denn die Fremden haben eine überraschende Botschaft für ihn und seine Frau Sara: Dem alten Paar wird die Geburt eines Sohnes angekündigt, obwohl die beiden die Hoffnung darauf längst aufgegeben hatten.

Abraham ging damals ein Risiko ein: Denn er fragt nicht, woher die Fremden kommen und wer sie sind. Er knüpft ihr Willkommensein nicht an Bedingungen. Für den französischen Philosophen und Literaturwissenschaftler Jacques Derrida ist gerade das ein Zeichen echter Gastfreundschaft: Dass ein Mensch willkommen sein kann unabhängig davon wer er ist und woher er kommt. Nur wer bereit ist, einen anderen Menschen ohne Vorbedingungen aufzunehmen, kann sich als wahrer Gastgeber bezeichnen. „Gastfreundschaft ist immer unbedingte Gastfreundschaft“, schreibt Derrida. – Unser Asylrecht sieht das anders, das nur den Menschen ein Recht auf Asyl einräumt, die nicht über ein sicheres Drittland eingereist sind.

Kann es eine unbedingte Gastfreundschaft im Politischen überhaupt geben? Oder handelt es sich dabei um eine bloße Utopie? „Vergesst die Gastfreundschaft nicht, denn durch sie haben manche, ohne es zu merken, Engel beherbergt“, heißt es im Neuen Testament mit Blick auf Abrahams Geschichte. Was wäre geschehen, wenn Abraham die drei Männer hätte vorbeiziehen lassen? Was wäre geschehen, wenn er die Männer abgewiesen hätte? – Wir wissen es nicht. Wir wissen nur, dass Abrahams Gastfreundschaft eine Tür geöffnet hat in seinem Leben. Gastfreundschaft bedeutet Risiko. Und die Chance auf eine wunderbare Begegnung.

12. Dezember 2018

Verkündigung

„Sei gegrüßt, du Begnadete, der Herr ist mit dir!“

Die Begrüßung klingt für unsere Ohren heute altertümlich: Der Erzengel Gabriel, ein Bote Gottes, verkündet der jungen Frau Maria die Geburt ihres Kindes – empfangen vom heiligen Geist. Erstaunlich. Unfassbar. „Wie soll das gehen?“, fragt Maria – sie lässt sich nicht einschüchtern von der imposanten Erscheinung des Engels, sondern zögert, wundert sich und – so heißt es in der Bibel – „bewegt dennoch alles in ihrem Herzen.“

„Sich wundern“... – Für mich ist das eine der schönsten Fähigkeiten, die wir haben. Denn sich wundern bedeutet, sich berühren zu lassen, auch wenn wir nicht alles gleich verstehen. Das Lukasevangelium, aus dem diese Geschichte stammt, ist voll von verwunderten Menschen. Denn immer dann, wenn dort etwas Erstaunliches geschieht – wenn Jesus Kranke heilt oder fünftausend Menschen von fünf Broten und zwei Fischen satt werden – dann „wundern“ sich die Menschen und fragen sich, was da geschehen ist...

Wunder geschehen nicht mit einem Paukenschlag. Es geht nicht um ein übernatürliches Ereignis, sondern vielmehr darum, dass etwas wirklich wird, dessen Grund und Wirkweise wir nicht sofort verstehen, das uns aber beschäftigt und umtreibt und dabei unser Denken und unser Leben verändert...

„Maria aber behielt alle diese Worte und bewegte sie in ihrem Herzen“, berichtet der Evangelist Lukas weiter. Und wir schauen verwundert zu, wie sich eine junge Frau darauf einlässt, etwas schier Undenkbares zu denken. Maria öffnet ihr Herz für eine Wirklichkeit, die weit über den Verstand und über die Vernunft hinausgeht. Ihr Horizont erweitert sich. Ihr Leben ändert sich. Aus der niedrigen Magd, die keiner kennt, wird Maria, die Mutter Gottes. Auch, weil sie sich gewundert hat. Und dadurch Raum ließ für das Wunder in ihrem Leben.

13. Dezember 2018

Draußen vor der Tür

Keine Herberge zu finden, obdachlos zu sein – das gehört sicher zu den beunruhigendsten Situationen, die wir uns vorstellen können: in einer fremden Gegend unterwegs zu sein und nicht zu wissen, wo man die Nacht verbringen wird – das ruft Ängste hervor. Zumal wenn die Frau hochschwanger ist: Maria, die Mutter Jesu, ist hoch schwanger und findet keine Herberge. Einer nach dem anderen weist sie und Josef ab bis beide am Ende einen Stall finden, wo das Kind zur Welt kommt – zwischen Ochs und Esel und auf Stroh gebettet.

„Draußen vor der Tür“ heißt ein Theaterstück des Hamburger Schriftstellers Wolfgang Borchert. Dort erzählt er die Geschichte des Weltkriegsheimkehrers Beckmann, der nach Jahren der Kriegsgefangenschaft in seine Heimatstadt Hamburg zurückkehrt. Doch er findet keinen Platz mehr in der Heimat: Seine alten Freunde und Bekannte wollen nichts mehr wissen vom Krieg und auch nicht von ihm, dem Kriegsversehrten. Er geht von Tür zu Tür. Doch einer nach dem anderen weist ihn ab. „Draußen vor der Tür“ hadert er mit Gott und dem Teufel und verzweifelt: „Gibt denn keiner Antwort?“ ruft er und bleibt ohne Antwort...

Wenige Geschichten von verweigerter Gastfreundfreundschaft berühren so unmittelbar. Wolfgang Borchert ging es nicht nur um die Verweigerung eines Daches über dem Kopf, sondern um die Verweigerung einer Auseinandersetzung: Er schrieb damals an gegen eine Gesellschaft, die sich abschottet gegen die eigene Geschichte und damit auch gegen die Menschen, die mit dieser Geschichte verbunden sind. Wir kennen das: Man meidet den Kontakt, verdrängt, vergisst: das schwarze Schaf in der Familie, die heimkehrenden Soldaten aus Afghanistan, die Obdachlosen auf der Straße, die Alten im Pflegeheim. Draußen vor der Tür oder hinter verschlossenen Türen. Und wir? Geben wir eine Antwort?

„Was ihr diesem einen unter meinen Geringsten getan habt, das habt ihr mir getan.“, sagt Jesus im Matthäusevangelium – und erinnert uns daran, dass das Kleine und das Große immer schon zusammenhängen.

14. Dezember 2018

Die Hirten auf dem Feld

„Fürchtet euch nicht! Denn siehe, ich verkündige Euch große Freude!“

Die Hirten auf dem Feld müssen sich die Augen gerieben haben in dieser Nacht auf den Feldern vor Bethlehem: Gerade noch im Halbschlaf. Jetzt hellwach. Denn der Engel des Herrn macht die Nacht zum Tag: „Große Freude?“ – Ihnen sei der Heiland geboren, der Sohn Gottes, in Bethlehem, der Stadt Davids, berichtet ihnen die Himmelsgestalt – und ehe sie sich versehen, öffnet sich der Himmel und das ganze Heer der himmlischen Heerscharen beginnt zu singen...

Wir müssen uns vorstellen: Hirten gehörten in ihrer Zeit zu den Außenseitern der Gesellschaft. Sie hatten keinen festen Wohnsitz und lebten am Rande der zivilisierten Welt. Dass sie einmal zu den ersten Empfängern der himmlischen Freudenbotschaft gehören würden, hätten weder sie selbst noch die Vertreter der zivilisierten Welt damals für möglich gehalten. Doch genau so wird es zu Weihnachten. Und vielleicht war das damals ja auch gar keine schlechte Idee. Denn wer würde sich eher zum Christuskind nach Bethlehem aufmachen als Hirten, die das Herumziehen gewöhnt und weniger an Haus und Hof gebunden waren?

Vielleicht wollte der Evangelist Lukas damit ein Zeichen setzen: Mit der Verkündigung der Weihnachtsbotschaft an die Hirten ehrte er eine Bevölkerungsgruppe, die nicht im Mittelpunkt der Gesellschaft stand. Scheinbar lag ihm daran zu zeigen, dass wichtige Entwicklungen einer Gesellschaft nicht zwingend aus ihrem Zentrum hervorgehen müssen. Während das Matthäusevangelium die Heiligen drei Könige, also hohe Repräsentanten, in den Mittelpunkt der Weihnachtsgeschichte stellt, macht das Lukasevangelium die Hirten zu den Hauptfiguren seiner Geschichte. Später greift Jesus diesen Faden auf, indem er selber von sich als Hirte spricht. So wie es schon der 23. Psalm tut, wenn er Gott mit einem Hirten vergleicht.

Wer sind die Menschen, die die Zeichen *unserer* Zeit erkennen? Wer sind die Menschen, die gesellschaftliche Entwicklungen sehen, ihnen folgen und entsprechend handeln? – Die Hirten auf dem Feld sind keine klassischen Heldenfiguren. Wir kennen sie nicht einmal mit Namen. Es waren Menschen, die sich vor Veränderungen im Leben nicht fürchteten:

„Fürchtet euch nicht! Denn siehe, ich verkündige Euch große Freude!“

15. Dezember 2018

Gastgeschenk

Was schenkt man eigentlich dem Sohn Gottes zum Geburtstag? – Ein Set frische Windeln? Ein putziges Kuscheltier? Oder eine Schmusedecke zum Wärmen?

Geschenke sind immer etwas heikel – zumal wenn man den Beschenkten nicht so gut kennt. Aber bei einem Gottessohn ist die Sache sicher noch einmal komplizierter. Denn was soll man jemandem schenken, der alles weiß und alles kann? Was könnte einer brauchen, der sich prinzipiell selbst jeden Wunsch erfüllen könnte? Kann man so jemandem überhaupt eine Freude machen, ihn überraschen? Kann man ihm etwas geben, was er sich nicht selbst auch geben könnte?

Die Heiligen drei Könige haben sich von solchen Überlegungen offensichtlich nicht irritieren lassen, als sie sich auf den Weg machten, das neu geborene Jesuskind in Bethlehem zu besuchen: Gold, Weihrauch und Myrrhe brachten sie mit, Souvenirs aus ihren Heimatländern. Es waren auch symbolische Gaben: das Gold als Zeichen der Ehrerbietung für den neugeborenen König, den Weihrauch als Zeichen für den jungen Priester, den Mittler zwischen Himmel und Erde, und die Myrrhe als Zeichen für den Heilsbringer und Heiler, für den Arzt, der das Jesuskind einmal werden sollte.

Offensichtlich hatten sich die Drei bei ihrer Geschenkeauswahl genau daran orientiert: An der Frage, was aus diesem kleinen Erdenwesen einmal werden könnte und wie sie das in ihren Geschenken zum Ausdruck bringen könnten. Nicht die eigenen Vorlieben, nicht der akute Bedarf des Kindes, nicht das, was gerade Mode war, standen für die Schenkenden im Vordergrund, sondern ein symbolisches Zeichen für das, was sie in diesem Kind sahen – und nicht zuletzt die große Ehrerbietung vor diesem besonderen Kind.

Ein netter Hinweis für unsere Geschenkelisten zum Weihnachtsfest: Nicht, dass wir unsere Liebsten mit Gold, Weihrauch und Myrrhe beschenken sollten. Aber mit einem Geschenk, an dem sich unsere Freude ablesen lässt, dass der oder die Beschenkte auf der Welt ist. Eine Gabe, die unseren besonderen Blick auf diesen einmaligen Menschen erkennen lässt. Ein Zeichen der Freude. Und ein Zeichen der Liebe, die im Anderen nicht nur das sieht, was er ist, sondern auch das, was er sein könnte.